

nen, wurden von Männern unseres Volkes ermordet. Das lastet auf uns allen, auch wenn wir selber keine andere Schuld daran tragen, als daß wir vielleicht zu sehr geschwiegen haben. Die Versuchung ist riesengroß, daß wir jeden wirklichen oder scheinbaren Fehler der Juden dazu benützen, um durch laute Entrüstung unser schlechtes Gewissen oder doch unsere Scham und Trauer über das Geschehen in der Vergangenheit zu verdecken. So ziemt uns Deutschen taktvolle Zurückhaltung in unserem Urteil und größtes Mißtrauen gegen alle Regungen des Mißfallens oder gar einer hämischen Genugtuung über etwaige Fehler Israels. Ein Letztes: Was sich auch in Nahost ereignen mag, auf keinen Fall darf auch nur *ein* jüdischer Mitbürger in unserem Lande darunter zu leiden haben. Die Urteile dieser jüdischen Mitbürger über den Angriff Israels auf Ägypten sind durchaus nicht einhellig. Aber soweit sie Israel in Schutz nehmen, haben wir das Recht, ihnen das zu verübeln? Hier erwächst uns Christen eine durchaus praktische Aufgabe: Da, wo es auf unser Verhalten im Alltag ankommt, gegenüber dem einzelnen jüdischen Mitbruder, aber auch hinsichtlich unseres persönlichen Beitrages zur Öffentlichen Meinung in unserem Land, müssen wir den „Hitler in uns“, d. h. alle unverantwortlichen Gefühle der Abneigung oder gar des Hasses überwinden. Wir müssen so viel Zivilcourage entwickeln, daß wir auch am Biertisch, in der Trambahn oder beim Friseur vor jedermann für eine sachliche, gewissenhafte Beurteilung politischer Vorgänge eintreten, und müssen jedem, der es nötig hat, in die Erinnerung rufen, daß wir Deutsche am allerwenigsten Anlaß haben, auf Israel den ersten Stein zu werfen. Im übrigen wissen wir, daß die Juden als Volk in das Geheimnis der Heilsgeschichte hineingewoben sind. Also ist das Gebet die letzte und entscheidende Stellungnahme des Christen in allen Fragen, die Israel betreffen.

17/13) Der II. Weltkongreß für Judaistische Studien

Ein vereiteter Bericht

Von Anna Maria Jokl

Der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 214) vom 16. 9. 1957 entnehmen wir den eindrucksvollen Bericht, der die Atmosphäre so gut eingefangen hat:

Welche Universität der Welt ist so gelegen wie die Hebräische Universität von Jerusalem? Man fährt mit dem Autobus weit aus dem bebauten Stadtgebiet hinaus, und da leuchten auf den nackten jüdischen Bergen, in deren rötlichem Gestein ungepflanzte und ungewässert kein Grashalm wächst, die weißen Gebäude des neuerbauten Universitätscampus auf. Es gibt sicherlich schönere Landschaften in der Welt — aber keine so ewig schicksalsträchtig wie die kahlen Hügel Jerusalems im transparenten Licht seines Spätnachmittags.

Die Universität war zum zweitenmal in einem Jahrzehnt Gastgeber für diesen Weltkongreß, der Wissenschaftler aus vielen Ländern der Welt (auch Delegierte und Gäste aus verschiedenen Ländern des Ostblocks waren erschienen) versammelte. Denn sie sieht es, wie *Rektor Mazar* formulierte, als ihre Mission an. „nicht nur Zentrum der geistigen Schulung für das israelische Volk zu sein, sondern gleichzeitig zu einem Zentrum des freien und schöpferischen Denkens und einer Bastion der wissenschaftlichen Forschung zu werden“. Der erste Kongreß hatte 1947, vor der Gründung des Staates Israel, stattgefunden; ebenfalls in der Universität Jerusalem — aber nicht in derselben wie heute. Diese neue Universität wird seit 1955 gebaut, und die Kongreßteilnehmer müssen sich den Weg zum Hauptgebäude zwischen Preßbohrern hindurch suchen; die Wege in dem Fels sind noch nicht fertig. Es ist eine israelische Spezialität, zuerst die Häuser zu bauen und erst dann die Wege, die hinführen.

Die *alte Universität* aber liegt auf dem Berg Skopus, oberhalb des Ölbergs; sie ist eine Gefangene und unzugänglich, da die Zufahrtsstraße von Jerusalem zum Berg Skopus durch jordanisches Gebiet geht. Im April 1948 war Palästina noch eins, es gab noch nicht den Staat Israel, jedoch bereits den

UN-Beschluß, der die Gründung eines jüdischen Staates befürwortete. Daraufhin hatten bewaffnete Feindseligkeiten von arabischer Seite begonnen, die ein regelmäßiges Universitätsleben nicht mehr zuließen; die älteren Wissenschaftler jedoch wie auch Ärzte und Pflegepersonal des ebenfalls am Skopus liegenden Hadassa-Krankenhauses wollten Forschungsarbeit und Patienten nicht im Stich lassen; sie wurden täglich im Konvoi hinaufgeleitet; an jenem schlimmen 13. April 1948 nun wurde der Konvoi überfallen und 77 Wissenschaftler getötet, darunter mancher weltbekannte Mann. Das war das Ende der Universität am Skopus.

Um es kurz zu machen: Die Reichhaltigkeit der Themen des Kongresses und Ruf und Bedeutung der internationalen Gelehrtenschaft, die ihre Arbeitsergebnisse darlegte und miteinander beriet, war außerordentlich; und doch sieht sich die Berichterstatterin außerstande, davon zusammenhängend zu berichten; denn was sich an umgebender Realität und Geschichte jedem berichtenden Satz wie von selber zufügt und anfügt, ist zu überwältigend, um beiseite gelassen zu werden, einer kohärenten Berichterstattung zuliebe; doch soll der Versuch immer wieder gemacht werden.

Der Kongreß begann mit einer Eröffnungsfeier in der größten Halle Jerusalems, in Binyeney Ha'uma; sie faßt 3000 Menschen; aber schon Tage vorher war keine Eintrittskarte in Jerusalem mehr aufzutreiben. Der Großteil der hundert ausländischen Gäste war schon eingetroffen; um nur einige zu nennen: Professor *de Liagre Boehl*, Leiden; Professor *Dupont-Sommer*, Sorbonne; Professor *Speiser*, Pennsylvania; *Ryckmann*, Louvain; *Nieseln*, Kopenhagen; *Bowmann*, Leeds; *Diez Macho*, Barcelona; *Moscato*, Rom; *Widengren*, Uppsala; *Halevy*, Bukarest; *Mark*, Warschau; *Bir*, Prag; *Katsh*, New York; *Zimmerli*, Göttingen; *Goodenough*, Yale; ferner der Oberrabbiner von Bulgarien, *Dr. Hanalel*. Die Sowjetunion hatte, wie gesagt wurde, die Einladung nicht beantwortet, selbst nicht mit einer Absage. Auf der Ehrentribüne sah man viele Soutanen, viele dunkelhäutige Gesichter, im Publikum wenig Uniformen. Irgendwo im Rang inmitten des gewöhnlichen Publikums allerdings saß ein junger Mann in Wüstenkhaki, das linke Auge mit einer schwarzen Binde verdeckt: Moshe Dajan, der als Oberbefehlshaber der israelischen Armee zu internationalem Generalstäblerruhm gekommen ist. Zum Kongreß kam er allerdings als interessierter Archäologe: Er ist beides zugleich. Soldat und Wissenschaftler. Diese Kombination ist in Israel nicht ungewöhnlich, nicht ungewöhnlicher als die des Staatsmannes, der gleichzeitig ein Philosoph ist.

Ministerpräsident *Ben Gurion*, der den Kongreß eröffnete, machte in seiner kurzen Rede eine Feststellung, die hier wohl zum erstenmal geäußert, zentral zum Thema des Kongresses gehörte. Ben Gurion machte einfach darauf aufmerksam, daß Iwrit die einzige Sprache dieses Raumes sei, die nach dreitausend Jahren unverändert so gesprochen würde wie damals.

Entgegen einer verbreiteten Ansicht gibt es keinen Unterschied zwischen dem biblischen und dem modernen Iwrit, nur kamen natürlich moderne Wortbildungen hinzu; daß aber die alte Aussprache erhalten blieb, dafür sorgten einige vorausschauende Weise im vierten und fünften Jahrhundert, die der nur in Konsonanten geschriebenen Schrift ein System von Punkten und Strichen hinzufügten, um dem Verlust des Klanges in der Diaspora vorzubeugen. Als vor nur wenigen Jahrzehnten von einigen zionistischen Führern die Forderung nach Hebräisch (Iwrit) als einigende Landessprache für die polyglotten Heimkehrer aus 64 Ländern gestellt wurde, hielten andere diese Forderung für überspannt und unerfüllbar; denn die Sprache ist schwer, und sie hat keine Beziehung zu irgendeiner europäischen Sprache. Ben Gurion hat zu den entschiedenen Verfechtern des Iwrit als nationaler Grundlage der Wiedervereinigung eines so zerspaltenen Volkes gehört und hat mehr als jeder andere zur Schaffung der realen Voraussetzungen beigetragen, in der diese alt-neue Sprache nun lebt. Breite Teile der Bevölkerung sprechen sie bereits ausschließlich, und für die

junge Generation ist Iwrith schon zur Muttersprache geworden.

Man muß in der Sprache der Bibel Bauarbeiter miteinander reden hören oder Soldaten, muß Kindern bei Spielen in Iwrith beobachten, man muß einfach durch Jerusalem gehen nach Beendigung des Schabbath, wo alles auf die Straße strömt wie zu einem Volksfest, um die irreversible Belebung der alten Sprache zu erleben; man muß das Wunder fassen, in der Titulierung „Adon Levy“ (Herr Levy) das große Wort „Adonay“ (Der Herr) der Bibel wiederzufinden.

Auch auf dem Kongreß war Iwrith die Hauptsprache; das erschwerte gelegentlich den internationalen Charakter der Tagung. Zwar ist ein großer Teil der Forscher auf dem Gebiete der Judaistischen Wissenschaften mit der hebräischen Sprache vertraut, doch nicht mit dem lebendigem Idiom. — Zweite Hauptsprache war Englisch; eine wesentliche Gruppe von Forschern — vor allem Archäologen — kommt aus den angelsächsischen Ländern. Allerdings haben gerade an der Erforschung der Schriftrollen vom Toten Meer französische Forscher, vor allem Professor *Dupont-Sommer*, entscheidenden Anteil; er, wie einige holländische und spanische Gelehrte, hielten ihre Referate in Französisch. — Eine stillschweigend vermerkte Sensation war, daß zwei Referate in Deutsch gehalten wurden; das erste, „Israel im Buche Ezechiel“, von dem Schweizer Religionsphilosophen Professor *Zimmerli*, der zur Zeit in Göttingen lehrt, das zweite aber von einem Deutschen, Professor *Rengstorf*, Münster, über ein Detailproblem im Zusammenhang mit den Rollenfunden, von denen einige besonders schöne Exemplare auf der Ausstellung im Hause zu sehen waren; merkwürdig anrührend übrigens für den Beschauer der Habakuk-Rolle: unter der Schrift, deren Tinte völlig frisch wirkt, sind auf dem Pergament wie in einem Schulheft sorgfältig Linien vorgezogen. Diese rührende kleine Pedanterie überbrückt blitzartig Jahrtausende. — Nicht Referent, aber dritter deutscher Gast war Professor *Klaus Westermann* von dem Theologischen Seminar Berlin.

Eines der Zentralreferate des Kongresses war das von *Dr. Yigael Yadin* über „Die Rollen vom Toten Meer und die Hebräerbriefe“. Obgleich *Dr. Yadin* erst vor zwei Jahren promovierte, hat er sich als Archäologe bereits bedeutenden internationalen Ruf erworben. Auch *Yadin* war einst ein erfolgreicher Soldat gewesen: Mit 31 Jahren war er Oberbefehlshaber der rasch zusammengewürfelten israelischen Armee, die sich 1948 der vierzehnfachen Übermacht von sechs arabischen Staaten siegreich erwehrte. 1952 bat er um Enthebung von diesem Amt und beendete sein Studium der Archäologie.

„Wie war es eigentlich mit dem Weg?“ fragte ich Frau *Yadin*. Ihm selber mochte man während der sechs hektischen Kongreßtage nicht solche Fragen stellen, und jetzt gräbt er bereits in Galiläa wieder den Spuren Josuas nach. Von „dem Weg“ erzählt man, daß seine Auffindung den Durchbruch nach dem abgeschnittenen Südteil des Landes, dem Negev, ermöglichte; alle bekannten Straßen waren damals bereits in arabischen Händen — da erinnerte man sich einer Bibelstelle, die Angaben über einen salomonischen Weg nach dem Negev enthielt: Man ging dieser Angabe nach und fand, verfallen, aber unerwartet entlang den Felsen führend, den Jahrtausende unentdeckten Weg. Er entschied den Krieg.

„Ja, das stimmt mit dem Weg“, sagt Frau *Yadin*, „aber den hat nun gerade mein Mann nicht entdeckt. Das wird ihm nur zugeschrieben. Aber sicherlich hat es viel geholfen, daß er jeden Weg und Steg im Lande kennt — wie alle Jungen war er Pfadfinder und orientierte sich nach Angaben der Bibel und im *Flavius Josephus*.“

Dem Leser wird nicht entgangen sein, daß es der Bericht-erstatlerin nicht gelang, beim Kongreßverlauf zu bleiben; vielleicht aber versteht er bereits die Unmöglichkeit solcher Konsequenz. In Jerusalem greifen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu sehr ineinander, um Dinge statisch betrachten zu können oder zu dürfen. Alles, was hier geschieht, hat ständig die drei Bezogenheiten. Alles, was hier vor sich

geht, spielt sich, ob man will oder nicht, gegen den Hintergrund der Tatsache ab, daß Jerusalem das alte und das neue Jerusalem ist, daß es wieder Hauptstadt wurde, und wie Jerusalem es wurde. Daß Jerusalem geteilt ist, feindlich geteilt; mitten durch Jerusalem ziehen sich hohe Betonmauern, die die alte von der neuen Stadt abteilen.

17/14) Ein Buch der Umkehr

Von Prof. Dr. Hugo Bergmann, Jerusalem

Das jüdische Kalenderjahr schließt — und beginnt — mit einer Zeit der Umkehr und der Buße. Der letzte Monat des Jahres, Elul, — ungefähr entsprechend der Zeit vom 15. August — gilt als eine Zeit der besonderen Gottesnähe; dies deutet schon der Name an, denn die Buchstaben des Wortes „Elul“ entsprechen den Anfangsbuchstaben des Verses aus dem Hohen Lied: „Ich gehöre meinem Geliebten und mein Geliebter gehört mir.“ Und mit dem Beginn des ersten Monats des Neuen Jahres setzen die „Zehn Tage der Umkehr“ ein, die mit dem Neujahrsfeste beginnen und mit dem Versöhnungstage ihren Abschluß finden. Das israelische Unterrichtsministerium hat in diesem Jahre ein „Buch der Umkehr“ (*Jalkut hateschuwa*) herausgegeben, das auf 53 Seiten eine Auswahl der Quellen über den Weg der Umkehr gibt. Das unscheinbare Buch (in Stencil) wurde von *Chajjim Lipschitz* zusammengestellt. Es ist — was zum Lobe gesagt sei — kein „wissenschaftliches“ Buch, sondern ein Erbauungsbuch, bestimmt für den praktischen Gebrauch von Lehrern und Jugendführern. Da der Begriff der „Umkehr“ ein zentraler Begriff der jüdischen Religiosität ist, sei es gestattet, an dieser Stelle einiges über das Buch zu sagen.

Das erste Kapitel enthält Bibelzitate über die Umkehr. Da sind vor allem die ersten Verse des 30. Kap. Deuteronomium, die von der Umkehr handeln, ferner Deut. 11, Vers 26 ff. wo der Mensch vor die Wahl gestellt wird zwischen Segen und Fluch. Da ist *Jessaia* 55: „Sucht Ihn, da Er sich finden läßt, ruft Ihn an, da Er nahe ist“, ein Vers, der seit je in enge Beziehung zu den Tagen der Umkehr gesetzt wurde. Es gibt eben Tage besonderer Gnade, und nur im Kalender gleicht ein Tag dem anderen. Da ist ferner in dem Buche die Stelle *Ezechiel* 18, 21—23, wo dem Umkehrenden gesagt wird, daß er leben und nicht sterben werde, und daß der Sohn nicht für die Sünden der Väter büße, eine Stelle, die *Herman Cohen* besonders zu unterstreichen liebte, weil er hier eine wichtige Stufe der religiösen Entwicklung sah. Und da steht auch die Stelle aus *Psal* 104, die verheißt, daß die Sünden verschwinden werden von der Erde.

Die jüdische Religion ist entscheidend geformt worden in der Zeit des Talmud, und darum ist das zweite Kapitel des Buches, das die talmudischen Anschauungen über die Umkehr wiedergibt, von besonderer Bedeutung. An der Spitze steht *Brachot* 10, 2, wo angeknüpft wird an die eben zitierte Stelle aus dem 104. Psalm, um zu zeigen, daß nach dem Psalmwort die Sünden verschwinden werden, nicht aber die Menschen, welche gesündigt haben, denn diese sind durch die Umkehr gerettet. Es ist eine *Frau Beruria*, der diese schöne Dichtung in den Mund gelegt wird. — Und hier eine andere Stelle: In den „Sprüchen der Väter“, einem Teil der *Mischna*, welche die Grundlage des Talmud ist, wird erzählt, *Rabbi Elieser* habe gesagt: Kehre einen Tag vor deinem Tode um! Da fragten ihn die Schüler: Kennt denn der Mensch den Tag seines Todes? *R. Elieser* antwortete ihnen: Dann um so mehr! Möge er heute umkehren, vielleicht stirbt er morgen. So wird sich dann ergeben, daß er alle Tage in Umkehr verbringt. Der Talmud begleitet die Erzählung mit einer schönen Parabel, die ich hier leider nicht anführen kann.

Die Umkehr gehört nach dem Talmud zu den sieben Dingen, die vor der Welt geschaffen wurden: Die Thora, das Paradies, die Hölle, der Gottesthron, das Heiligtum, der Name des Messias, die Umkehr. Dies wird, wie dies im Talmud üblich ist, durch einen Vers aus dem 90. Kap. der